



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Russische Skizzen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und drittens, um noch einmal auf die Hauptsache hier, das Undeutende der Kunst zu kommen: es handelt sich dabei um etwas Hochwichtiges, das jetzt in Gefahr ist vergessen zu werden, ich meine das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht bloß das Schaffen des Künstlers, sondern auch eine Mitarbeit des Genießenden gehört, die der Künstler mit in Rechnung ziehen muß. Mir ist es, als ob das aus dem obigen Gedankengange von selbst herausspringe, auch ohne tiefere Begründung, die weiter ausholen müßte. Daß aber unsre Kunst jetzt vielfach auf einer Linie den Fortschritt sucht, wo jenes Grundgesetz übersprungen werden soll (was genau besehen gar nicht möglich ist) und dem genießenden Anteilnehmer möglichst nichts aus sich hinzu zu thun bleibt, das ist vielen Einsichtigen schon fühlbar geworden am Theaterwesen, wo die sogenannte Ausstattung immer mehr eine Gestalt annimmt, daß der Theaterbesucher seine Phantasie und sein eigentliches Kunst-Ich zu Hause lassen könnte. Die äußern Sinne werden übersättigt und damit abgestumpft, und die Abstumpfung ergreift von selber zu leicht auch den innern Sinn, den eigentlichen Kunstsin, der nun auch träge wird und sich schlafen legen kann. Daß es aber an dieser Klippe für das wahre Kunstwesen auch in andern Kunstgebieten nicht fehlt, wäre nicht schwer nachzuweisen. Das ist aber Überkultur, sieht aus wie Verfall, und wie das Ganze dann weiter verläuft, kann man aus der allgemeinen Kunst- und Culturgeschichte wissen. Vielleicht hilft uns auch darin die zunehmende Neigung für die ältere Zeit und ihr Verständnis wieder auf den Weg der Gesundheit zu kommen, die sich der Einzelne schon dort holen kann, wie der Städter in der Sommerfrische, warum nicht die Zeit überhaupt?



Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



Wenn der berühmte Volkswirtschaftslehrer Georg Hansen in Göttingen seinen Zuhörern die Wirtschaft eines Bauern ad oculos demonstrieren wollte, dann pflegte er in ihrer Gegenwart den Besitzer des Hofes etwa nach der Zahl seiner Flügel zu fragen, und sagte dann dem überraschten auf den Kopf zu, wie groß seine Feldflur sei, wie vieler Knechte und Zugtiere er bedürfe u. s. f. Ähnliche Schlüsse kann man auch hier ziehen. Den ganzen Viehstand bilden,

Grenzboten II. 1887.

75

abgesehen von Ziegen und Schweinen, ein Pferd, eine „Schwedka,“ und ein paar Rinder kleinen Schlages. Dem kleinen Zugtier entspricht der zweirädrige Karren dort in der Ecke, eine Art flacher Mulde auf der Achse, den das Pferd in der Gabel zieht — denn eine Teljega besitzt keineswegs jeder Hof —, vor allem aber der Pflug. Das ist wahrhaftig noch der nur etwas vervollkommnete altslawische Hakenpflug. Am hintern Ende der nach vorn sich etwas verbreiternden Gabel für das Pferd ist ein breites, nach unten etwas gekrümmtes Stück Holz und an diesem ein Paar starker, nach vorn gekrümmter eiserner Spitzen befestigt; zur Nachhilfe dient ein schaufelartiges, darüberliegendes Eisen, dessen beweglichen Stiel der Pflüger führt. Der Kartoffelpflug besteht überhaupt nur aus einem ähnlichen Schaufeleisen an der Gabel. Da mit so unvollkommenen Werkzeugen sich schwerer Boden nicht bearbeiten läßt, so stehen diese ingermannländischen Bauern noch ungefähr auf derselben Stufe, die in unserm östlichen Deutschland die Slawen einnahmen, als die Deutschen mit ihrem schweren Räderpfluge einrückten, der diesen Boden nachhaltiger germanisirt hat als Schwert und Kreuz. Sich höher zu heben, würde dem Einzelnen, selbst wenn ihm die Mittel und der Antrieb nicht fehlten, unmöglich sein, denn der Grund und Boden ist durchaus Gemeinbesitz wie in Großrußland. Das Ackerland wird dem einzelnen Wirt nach der Stärke seines Haushaltes zugemessen und liegt in kleinen, schmalen, parallelen Streifen, die zu beiden Seiten des Dorfes und des von ihm auslaufenden Weges rechtwinklig auf diesen stoßen, und wird nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bestellt mit Gerste, Hafer, seltner mit Roggen und nur in besonders günstigen Tagen mit Weizen, wozu noch Kartoffeln, Kraut u. dergl., zuweilen auch Flachs kommen; ein Drittel der Feldflur liegt als Brache. In der Nähe der Küste ragen oft mächtige Granitblöcke mitten aus den Feldern auf, die niemand beseitigt. Vollkommen gemeinschaftlich werden die oft mitten im Walde gelegnen Wiesen bewirtschaftet; gemeinschaftlich werden sie am festgesetzten Tage gemäht, der Ertrag verteilt; es soll dabei niemals ein Streit vorkommen. Auf der Gemeindeweide grasen den ganzen Sommer durch Pferde und Rinder, aus dem Gemeindewalde holt sich jeder Wirt seinen Bedarf; er lacht, wenn man ihn fragt, warum er das massenhaft herumliegende dürre Holz nicht auflese; wenn er Holz braucht, fällt er eben einen Baum, für dessen Ersatz die Natur sorgen mag.

Selbst in die einfache Gemeindeverwaltung gestattet schon ein Gang durch das Dorf einen Blick. Denn an jedem Hause ist auf einem kleinen Holzbretchen der Name des Besitzers zu lesen, daneben abgebildet das Gerät, mit dem bei einer Feuersbrunst der Hof die Hilfe zu leisten hat: Eimer, Leiter, Haken, Spritze u. dergl., alles in der einfachen Weise ursprünglicher Naturalwirtschaft; eines der stattlicheren Häuser läßt die Aufschrift „Seljeskij Starosta“ als Besitz des Dorfschulzen erkennen. Eine merkwürdige Stabilität der Verhältnisse, wie sie auf dieser Stufe natürlich ist, verrät die Sitte, dem Namen des Dorfes,

1881. II. 10. 10. 10. 10.

der am Eingange auf einer Tafel zu lesen ist, die Zahl nicht nur der Bauernhöfe, sondern auch der Bewohner hinzuzufügen, übrigens wohl mit Ausschluß der Kinder, so z. B. Lebjaschje 11 Höfe, 22 männliche, 35 weibliche Seelen, Ober-Krasnaja Gorka 37 Höfe, 68 Seelen, Kara Waldaj 16 Höfe, 52 männliche, 56 weibliche Seelen, Schepelawa 18 Höfe, 45 männliche, 45 weibliche Seelen.

Welchen Einfluß auf dieses ländliche Dasein Kirche und Schule üben, ist schwer zu sagen. Seltsam berührte es, daß ein Bauer zwar Finnisch lesen konnte und in Folge dessen wohl in der Lage war, in einer deutschen Zeitung zu buchstabiren — denn das Finnische wird mit unsern Lettern gedruckt —, aber nicht Russisch, obwohl er Russisch sprach. Keine günstige Vorstellung von dem religiös sittlichen Einfluß der russischen Kirche erweckten ingermannländische Dorffriedhöfe, das Ödste, was man sehen kann: in der Mitte eine sogenannte Kapelle, ein kleiner, viereckiger Holzbau mit spitzulaufendem Schindeldache, dessen kirchliche Bestimmung nur das Doppelkreuz auf dem First verrät, das finstere Innere nur durch eine Thür erleuchtet, im Hintergrunde ein schmuckloser Altar, auf dem Heiligenbilder der verschiedensten Art und Größe stehen, da ein solches bei jeder Beerdigung dargebracht werden muß. Die Gräber sind kaum kenntlich, nur wenige von einem grell bemalten Holzgitter umgeben, die meisten nur mit rohen Feldsteinen bezeichnet und mit einem Holzkreuz in russischer Form, doch ohne jede Inschrift. Häufig ist auch dies zerfallen oder umgesunken; kein Kranz, keine Blume deutet an, daß jemals eine liebende Hand die letzte Ruhestätte geschmückt hat. Den Eindruck der Verlassenheit erhöht zuweilen noch die entfernte Lage des Friedhofes, und doch mildert sie auch wieder das unerfreuliche Bild, denn auf hohem, weitumschauendem Vorsprung der Küste liegt der eine, ein anderer auf flachem Hügel unter hochstämmigen Kiefern mit dem Blick auf die bewaldete Küste und das Meer, ein dritter dicht an einem waldukranzten Landsee. Was freilich den Sonntag betrifft, so scheint er in den von der Kirche entlegeneren Orten zum Besuche derselben nicht weiter benutzt zu werden. Vielmehr setzen sich da schon am Morgen die Männer und Burschen in schönen roten Hemden und hohen Stiefeln zusammen, um zu spielen; davon abge sondert bilden Frauen und Mädchen in bunter, farbenreicher Tracht fröhlich schwazende Gruppen, oder eine Vorsängerin beginnt ein finnisches Lied, das dann die andern im Chor nachsingen, oder sie bilden einen Kreis, in dem sie paarweise tanzen, während die männliche Bevölkerung zusieht. Kommt ein Fremder oder gar eine ganze Gesellschaft, dann blicken sie neugierig auf die seltenen Erscheinungen; nirgends ist es noch leichter, Eindruck zu machen, als bei dieser abgeschiedenen Bevölkerung. Und ein solcher Sonntagsausflug aus der Sommerfrische in ein halbwildes Land hinein hat seine Reize. Einige Teljegen werden gemietet — 2 bis 2½ Rubel für das Pferd —; die sorgliche Hausfrau packt den Mundvorrat, den sie schon am

vorhergehenden Tage vorbereitet hat, kalte Küche, Wein, Bier, Thee, Kaffee, in einen großen Korb, der in Verbindung mit dem unschätzbaren Samowar, der unentbehrlichen Heißwassermaschine, fast allein einen Wagen für sich beansprucht; auf die Sitze werden Kissen und Decken gebreitet. Ist alles unter Lachen und Scherzen und mannichfachen kleinen Schwierigkeiten — jedes Kind will natürlich selbst „kutschiren“ — glücklich untergebracht, dann fährt der kleine Zug ab, womöglich im Trabe, denn die kleinen, drolligen Gäule sind eifrig, und keiner will dem andern nachstehen. So geht es hinein ins Land oder an der hohen Küste hin, durch Sand und Wald, 20, 25, 30 Werst weit. Ist das Ziel erreicht, dann schiebt sich die Gesellschaft an, ein vertrauenerweckendes Bauernhaus auszusuchen, denn ein Gasthof (Postojalny Dwor) ist fast nie vorhanden und würde auch nicht viel liefern, wenn er dawäre. Willig geben die Leute einen Tisch, ein Paar Schemel und dergleichen her, bald summt der Samowar, und große Töpfe des trefflichsten sauern Rahmes kommen herbei, fast das einzige, was die bäuerliche Wirtschaft zu spenden vermag; eigentliche Bezahlung wird für das alles nicht gefordert, aber die Annahme eines entsprechenden Geldgeschenkens nicht verweigert. Derweilen sammelt sich draußen die holde Dorfjugend, ebenso bunt gekleidet wie die Erwachsenen, hellblond, blauäugig, rotbäckig, barfuß, von unendlicher Neugier erfüllt, aber nicht zudringlich; schweigend und achtungsvoll stehen sie am Zaune und kommen nur schüchtern herbei, wenn ein freundliches Wort ihnen einen ungewohnten Genuß in Aussicht stellt. Für die müden Gäule sorgen die Bauern. Spät denkt man an die Rückfahrt, und gewöhnlich treffen die Gesellschaft noch tief im Walde die letzten Strahlen der sinkenden Sonne, wenn sie rotgold durch die hohen, dunkeln Stämme flammen.

Ist der Himmel hell, das Wetter warm, dann erscheint alles in freundlichem Lichte, auch das elendeste Strohdach, auch der dürftigste Kiefernwald, um wieviel mehr die anmutigste Landschaft dieses ganzen Küstenstriches, die Gegend von Kara Waldaj und Schepelawa, denn hier öffnet sich im Süden der Blick auf einen großen, stillen, waldumschlungenen Landsee, im Norden, am Fuße des hohen Gestades, blickt leise wogend das Meer in der Sonne, lautlos ziehen die Schiffe ihre Bahn, gegenüber blaut die hohe finnische Küste, in allen Einzelheiten zu unterscheiden: Wald, Sandstreifen, Häusergruppen. Anders freilich ist der Eindruck da, wo die ingermännländische Küste flach verläuft, Wald und Sumpf dicht an die See treten; da legen die zerzausten Äste, das zerrissene, ausgewaschene Wurzelwerk der Bäume längst des Strandes Zeugnis ab von der Gewalt des Wintersturmes, der dann wohl auch die Fluten weit ins Land hinein treibt. Den Eindruck ungasstlicher Öde solcher Striche erhöhen noch die zahllosen Granitblöcke, die weithin den Sand des Strandes bedecken oder in langen Reihen zwischen Schilf und Niedgras in das flache Wasser sich hinausziehen, oft mit schlüpfrigem Schlamm überzogen und jede Annäherung

von der Seeseite her aufs äußerste erschwerend. Hasenlos und unzugänglich erscheint die ganze Küste bis dahin, wo der finnische Meerbusen sich erweitert; da öffnet sie sich in einzelnen schön geschwungenen Buchten, die eine Landung gestatten. So ungestaltlich sie aber im ganzen auch ist, den Schmuggel lockt sie doch, das zeigen die an weit umschauenden Punkten errichteten Häuser der Strandreiter. Die Einwohner jener Dörfer freilich verraten dem Charakter ihres Strandes entsprechend keine Neigung zur Seefahrt, selbst den Fischreichtum dieser Gewässer beachten sie kaum; umso tüchtigere Seelente sind die Finnen von der andern Seite.

So lebt dies Volk einsam dahin zwischen See und Wald, Sand und Sumpf, in Zuständen, wie sie wahrscheinlich in Jahrhunderten sich nicht geändert haben und schwerlich sobald ändern werden. Man begreift hier, wie außerordentlich schwierig hier jeder politische Fortschritt ist, wie sauer andererseits den Nihilisten ihre Agitation gemacht wird in diesen unermesslichen, fast wege-losen, dünnbevölkerten Gebieten, für deren Bauern das gedruckte oder geschriebene Wort kaum vorhanden ist, und — wie langsam eine Mobilisierung hier vor sich gehen muß. Welch unermessliche Kulturarbeit wäre hier für die „nationalen“ Parteien Rußlands noch zu vollbringen, die doch eben für das einheimische Volkstum gegen die Kultur des „verfaulten“ Westens einzutreten behaupten! Aber es ist stets die Neigung unreifer Völker gewesen, Ruhmesbildern auswärtiger Erfolge nachzujagen, statt in glanzloser, stiller Kulturarbeit sich zu betätigen. Das thun nur gereifte Völker.

(Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die französische Revolution von 1789. Die französische Revolution hat in der neueren Zeit in Frankreich Geschichtschreiber gefunden, die auf Grund eingehender Quellenstudien aus den Archiven, Staats- und Privatschriften den Nimbus zerstört haben, welcher bis in unsre Tage die angebliche Erhebung eines Volkes aus seiner Knechtschaft umgab. Mag man auch die Schrift eines Granier von Cassagnac wegen der Parteistellung ihres Verfassers nicht voll gelten lassen, den Untersuchungen Taines gegenüber, welche ebenfalls in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden sind, muß jeder Widerspruch verstummen, und das Ergebnis seiner so genauen Forschungen ist kein andres, als daß wir es nicht mit einer ruhmreichen Befreiung eines unterdrückten Volkes, sondern mit einer Brutalität zu thun haben, die nur in dem einseitigen, an Wahnsinn grenzenden Fanatismus der Hauptleute und Häufelstümer erklärt, nicht aber entschuldigt oder gerechtfertigt werden kann. Schon Taine hat sich bemüht, die Entstehung der Revolution in der geschichtlichen Entwicklung des französischen Staatswesens seit dem Beginn eines selbständigen Reiches zu begründen, andre sind ihm darin gefolgt. So wünschenswert eine solche Untersuchung ist, so gefährlich ist es doch, die Keime in zu ent-